Philius kommentiert

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **74 (1948)**

Heft 25

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

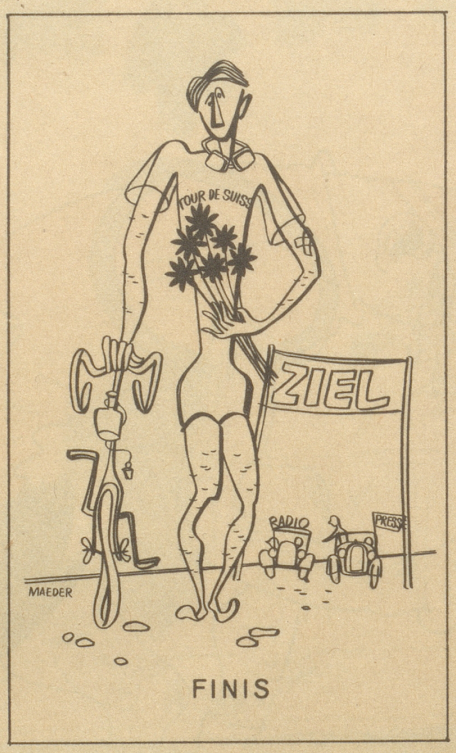
http://www.e-periodica.ch

Philius kommentiert

Ein Amerikaner hat der NZZ eine Karte geschrieben, nicht an die NZZ, sondern an ihren Mitarbeiter Jeremias Gotthelf. Und wenn Amerikaner an Schriftsteller schreiben, erbitten sie sich in der Regel ein Autogramm. Eduard Korrodi hat den Fall mit allen Humoren kommentiert, und doch, und davon möcht ich reden, mit sorgfältiger, nicht verletzender Ironie. Eben weil er genau gewußt hat, daß es leichter wäre, sich über das Banausentum dieses Amerikaners lustig zu machen als den Beweis zu erbringen, daß die Schweizer etwa in der amerikanischen Literatur besser bewandert wären als dieser Amerikaner in der schweizerischen. Während so mancher Leser dieser lustigen Episode wohl spontan seine sämtlichen Sarkasmen sprudeln lassen wollte, hat E. K. über den Lapsus des Amerikaners nicht Sarkasmus und Hohn ausgeschüttet. Er ließ sich nicht von jenem literarischen Dünkel leiten, der in so vielen zu spielen pflegt, sobald sich ein Amerikaner literarisch verhaut. Er machte die Unsitte nicht mit, in der literarischen Blöße eines Einzelnen gleich die Nacktheit der ganzen Nation zu erblicken. Und zu Recht. Die Ozeane sind weite Flächen, auf denen sich die Literaturkenntnis tot läuft. Man weiß in Amerika Dinge nicht, die uns ins literarische Fleisch und Blut übergegangen sind, und umgekehrt. Ich möchte an einer schweizerischen Rekrutenprüfung nicht die Frage stellen: Wer war Walt Whitman? Wie lachen wir, wenn ein Amerikaner über die Schweiz nicht vollgültigen Bescheid weiß, und als man einmal am Radio die schweizerischen Radiohörer nach Neufundland fragte, standen sie an einem Berg der Unkenntnis, der größer war als der Himalaja.

* * *

Im «Echo der Woche», der recht lebendigen, frischen und erfrischenden Münchner Zeitung, erschien eine Kunstkritik über die gefälligen, offenbar etwas oberflächlichen Bilder eines jungen rheinischen Malers. Die ironische Kritik schließt: «Wir wünschen Herrn Sp. Glück, denn wenn auch seine Malerei uns nicht sehr freut, so ist er uns doch viel lieber als der scharfsinnigste Atomphysiker oder gar ein Beamter des Wirtschaftsamtes.» Ob der junge Maler in dieser Konfrontierung ein Lob erblickt, bleibe dahingestellt, der Originalität entbehrt diese Kritik auf alle Fälle nicht.



Kurz nach dem ersten Weltkrieg hat Hugo von Hofmannsthal an einen Auslandsdeutschen einen Brief geschrieben, den ich hier meinen Lesern zur sorgfältigen Lektüre unterbreite. Hofmannsthal schrieb: «Aus Ihren Zeilen spricht die Bekümmernis eines milden Mannes, der aus der Ferne nach der Heimat hindenkt. Sie sorgen sich und möchten helfen ... aber niemand kann uns helfen. Dies ist eine Phase im Geschick eines großen Volkes und muß getragen werden, und da es auf uns fiel, als Lebende dies zu tragen, so müssen wir es durchstehen, und die andern sehen uns kalten Herzens zu; aber es ist an uns, daß sie Achtung vor uns bewahren.

Man muß sich nicht niederdrücken lassen, und man darf sich den Blick und das Herz nicht verwirren lassen. Es sind zwei Krisen da und eine zweifache Not. Die eine ist die augenblicklich allen fühlbare Not und Quälerei und Schwierigkeit — auch die muß man mit klarem Blick anschauen. Sie trifft viele Menschen ... Ja, es trifft viele einzelne hart. Auch die geistigen Dinge und Einrichtungen geraten für den Augenblick in Gefahr. Aber man muß ringen, damit nicht alles zusammenfällt.»

Ich wiederhole den letzten Satz: «Aber man muß ringen, damit nicht alles zusammenfällt.» Hier unterscheidet sich also Hofmannsthal von jenen jungen schweizerischen Literaten, die in der Erschütterung der «geistigen Dinge und Einrichtungen» schnurstracks den Beweis von der Hinfälligkeit dieser Dinge und Einrichtungen erblicken. Man höre auf den Atem des Hofmannsthalschen Satzes. Es liegt ein Zittern, eine Besorgnis ohnegleichen um diese gefährdeten Werte, die zumeist doch wohl bürgerliche Werte sind, in seinen Worten. Für ihn ist das, was erschüttert und im tiefsten gefährdet ist, nicht irrelevant, sondern schätzenswert. Man muß ringen, damit nicht alles zusammenfällt. Es gibt keinen Satz, der die Tatsache so schön zu erhärten vermöchte, daß Hofmannsthal nie von den Dämonen des ästhetischen Nihilismus bedrängt war. Er hatte den Mut, das, was scheinbar an geistigen Werten und bürgerlichen Hierarchien unterminiert war, weiterzulieben und in Schutz zu nehmen. Eben weil für ihn, den Gebildeten und Gefühlsstarken, diese gefährdeten Werte nicht nur Begriffe, sondern heiß erlebtes Geistes- und Lebensgut war ... während viele Kaffeeliteraten bei uns die bürgerlichen Werte nur deshalb leichten Herzens preisgeben, weil sie die Runde und Tiefe jener Werte niemals als Eigenerlebnis besessen haben.